

Vom heutigen Walsertum im Vorarlberg

Autor(en): **Zinsli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT

FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

Vom heutigen Walsertum im Vorarlberg

Von Paul Zinsli, Bern

Seit Jahrzehnten ist die Frage nach Herkunft und Art der Walser ein besonderes Anliegen unserer sprachlichen, volkskundlichen und geschichtlichen Wissenschaft, und es haben vor allem Bündner Forscher zur Lösung dieses wichtigen Problems rätscher Landeskunde Entscheidendes beigetragen.

Nun sind freilich die Walser einst über Bünden und Liechtenstein hinaus noch weiter gewandert in östlichere Alpentäler, bis ins Stromgebiet des Lechs an die äußerste Grenze des alemannischen Stammereichs. Darf ich Sie einladen, mit mir einen Blick über die Landesmarken hinweg in ein entlegenes Stück Heimat dieser nahverwandten Walser des Vorarlbergs zu werfen und das versprengte «Schweizer» Völklein in ein paar Dörfern des benachbarten Auslandes aufzusuchen? Mehr als einen ersten raschen Einblick in ihre heutigen Lebensverhältnisse vermag ich Ihnen freilich nicht zu bieten – beruhen doch meine knappen Beobachtungen nur auf wenigen kurzen Besuchen im Großen Walsertal und wurden allein gemehrt durch eine kleine Exkursion, die ich im Juni 1953 mit Berner Studenten in diese Gegend und in das jenseits des Faschinapasses über dem Bregenzerwald gelegene Walserdorf Damüls führte. Meine bloß skizzenhafte und vorläufige Darstellung müßte also von der Forschung auf Grund

einer viel umfassendern Aufnahme überprüft und in breitere Zusammenhänge eingeordnet werden.¹

Daß die äußern Lebensbedingungen denen der Stammesgenossen hüben in den rätschen Hochtälern ähnlich sein müssen, das haben wohl die Nachrichten von dem schweren Lawinenunglück dieses Winters im Großen Walsertal deutlich verkündet. Was uns denn auf unserm sommerlichen Besuch bei den «Großwalsern» besonders in die Augen fällt, das ist das für den Deutschbündner Vertraute und Anheimelnde, nicht minder jedoch auch, was etwa fremdartig von unserm Walserwesen absticht. Nun gibt es da freilich des Nahvertrauten viel – viel, das uns an die eigene Heimat und an ihre Menschen erinnert! Wenn man seine Wanderung im Walgau beginnt, in dem freundlichen Städtchen Bludenz vielleicht, dann hört man eine Sprache, die stark dem Churer oder Herrschäftler Laut ähnelt, und man könnte gar vergessen, daß man schon jenseits der Landesgrenze weilt. Will man jedoch Walserlaute vernehmen, muß man wie bei uns ins Bergtal empor steigen, hoch auf die Hänge hinauf oder in den obersten Grund hinein. Wie bei uns liegen die Häuser meist zerstreut über den zwischen dem Wald ausgerodeten weiten Wiesenflächen, und eine Unzahl von Ställen und Schobern ist auch da bis zu den Alpweiden ausgestreut. Darüber erblicken wir noch da und dort ein Alpendörfchen, eine Ansammlung kleiner Hütten und Ställe, wie wir sie ja auch wieder in unsern Hochtälern finden, wo noch die Alpfung durch den einzelnen Bauern besorgt wird oder bis vor kurzem besorgt wurde.

Freilich schon der erste Ausblick in die Landschaft läßt uns auch Unterschiede gegenüber unserer Heimat erkennen, Verschiedenheiten im Bauen und Bebauen. Besonders fällt etwa auf, daß die Häuser fast durchwegs – offenbar eine bezeichnende Neuerung! – mit grauverwitterten, feinen Federn verschindelt sind, und nur selten findet man noch ein unverkleidetes altes Blockhaus mit sonnenbraunem Holz, wie sie von unsern Berglehnen leuchten.

¹ Dies wird zweifellos geschehen durch die im Werden begriffene Arbeit von Prof. Karl Ilg, Innsbruck, über «Die Walser im Vorarlberg». Bis heute ist von dem Werk ein erster Band erschienen, der «Die Verbundenheit mit dem Boden: Siedlung und Wirtschaft als volkskundliche Grundlagen» behandelt (Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Band 3, Dornbirn 1949). Der 2. Teil wird «Die geistig-seelische Eigenart der Bauern und ihres Lebens» darstellen.

Und die Menschen, die da oben in ihren saubern Häusern und gut-gescheuerten Stuben wohnen? Auch sie sind uns in Kern und Wesen vertraut, und manche dieser Bauerngestalten, alte und junge, könnten ebensogut vor einem Bündner Walserhaus stehen. Es ist unverkennbar derselbe Volksschlag, gewachsen unter ganz ähnlichen Lebensbedingungen, geprägt von der Bergnatur. Und doch, wie beim Bauernhaus die durchgehende graue Schindelverkleidung und andere Eigenarten, so ist an diesen Menschen zweifellos auch etwas, was sie in ihrer Besonderheit kennzeichnet und sie doch in manchem ein wenig unterscheidet von unserm Bündner Walsertyp.

Zwar sind sich die Bewohner des Großen Walsertals, besonders die ältern, denen wir begegnet sind, ihrer Herkunft stolz bewußt, und man hört hie und da die Meinung, daß sie eigentlich auch «Schwyzer» seien. Durch wissenschaftliche und volkstümliche Schriften², durch die Schule und neuestens auch durch eine der Volkstumpflege gewidmete Arbeit im Tale selbst ist die Kenntnis von der Einwanderung der Vorfahren verbreitet worden. Fragt man aber, worin denn der einfache Mann die Kennzeichen seines Walsertums sehe, so wird man kaum auf «Blut und Boden» verwiesen: Siedlung und Wirtschaft sind uns nie als etwas Eigenartiges geschildert worden, und auch von Rasse war nie die Rede, obschon bei einigen hagern Bauerngestalten mit den schmalen, von einem wallenden hellen Bart umrahmten Köpfen sich unverkennbar germanische Züge kundtun.³ Das entscheidende Zeichen ihrer Walserart war für unsere Gewährleute immer wieder die «*Walsertracht*», von deren hohem Alter sich einige von ihnen eine seltsame Vorstellung zu machen schienen. Diese Tracht aber ist heute am Verschwinden, und nur noch wenige alte Weiblein tragen sie jahraus, jahrein in der vereinfachten Alltagsform mit dem breiten Haarband über der Stirn (vgl. Abb. 1). Die alte Bremkappe aber, den mächtigen Pelzhut aus gefärbtem Fischotterfell, setze man, wie mir die 85jährige Frau Karoline Dietrich in Marul versichert, nicht mehr auf; sie hätte selbst keine mehr, und

² Vgl. die schon früh einsetzende Vorarlberger Walserliteratur in den Schriftverweisen des Buches von K. Ilg (a. a. O.).

³ Dieser alemannisch-germanische Typus ist übrigens im Großen Walsertal heute in starker Minderheit gegenüber dem alpin-rundköpfigen, gedrungeneren Menschenschlag; vgl. Romedius Wacker, Zur Anthropologie der Walser des Großen Walsertales in Vorarlberg. Zeitschrift für Ethnologie XLIV (1912), S. 437-524.

die Sonntagstracht sei ihr zu eng geworden. Aber nicht einmal zu Festlichkeiten ziehen die jungen Walserinnen diese ihre überlieferte Kleidung an. Sie kleide, da der Rock hoch über der Brust geschnürt ist und sackartig aufliegt, zu wenig freundlich! Übrigens sollen in den Truhen nur noch wenige alte Trachten zu finden sein, weil die Walserinnen früher stets in diesem bodenständigen Festtagskleid ins Grab gelegt wurden. So haben denn einige Heimatfreunde aus der



Abb. 1

alten eine neue Walsertracht gezimmert, die in die Taille geschnitten ist und in die nun die in einer Heimatgruppe unter Herrn Lehrer Dobler vereinten Mädchen gern schlüpfen, wenn es zum Volkstanz, zum Trachtenfest oder wohl auch auf die sonntägliche Tanzbühne geht. Andere Heimatfreunde möchten jedoch, allen Eitelkeiten zum Trotz, bei der überlieferten Walsertracht bleiben. Immerhin ist – wie Herr Dobler, der rührige Volkstumspfleger, geltend macht – diese «echte und uralte» Kleidung der Walserinnen gar nicht so urtümlich: sie soll erst vor etwa 150 Jahren aufgekommen sein, und noch im 18.

Jahrhundert hätten sich – nach alten Bildern – die Frauen hiezulande anders, «vorteilhafter» gekleidet!

Etwas ganz Auffälliges ist dies, daß sich die alten Walserinnen noch heute – wenigstens im entlegenen Marul – ein Tabakpfeifchen schmecken lassen (Abb. 2). Es sei «nit schlächt», meint meine 85-jährige Helferin, aber jetzt eine alte Mode; – «am Land naa», das heißt unten im Tale, rauchten sie jetzt eben Zigaretten!

Selbstverständlich kann weder die Tracht noch gar etwa die Tabakpfeife ein echtes, aus dem Wallis übernommenes Walsermerkmal sein, wenn auch gerade im einstigen Mutterland heutzutage ebenfalls ein paar Mütterlein noch dem Tubaken zugetan sind.⁴

Das, was überall am längsten als angestammte Eigenart erhalten bleibt – länger als Siedlungsweise, Hausform und Gebräuche – und was auch hier noch deutlich von der alten Abkunft zeugt, das ist die Sprache.⁵

Von ihr soll im folgenden einiges berichtet werden; doch nur von der lebendigen Rede, wie sie dem Besucher des Tals entgegenklingt. Von ihrem Walsergepräge in der erstarrten Form der Ortsnamen, einem besonders sprechenden Zeugnis, oder auch von den in alten Schriften überlieferten Belegen müssen wir ganz absehen.⁶

Spricht der Fremde einen Einheimischen an, und sei es auch in schweizerdeutschem Dialekt, dann wird ihm meist Antwort in einer Rede, die er kaum als walserisch zu erkennen vermag, ja die überhaupt keine rechte Mundart ist. Erst wenn man die Leute unter sich sprechen hört oder wenn man länger mit ihnen im Gespräch ist, kommen die eigenartigen und bodenständigen Laute des Tales zum Erklingen. Bei ältern Leuten ist es leichter, rechte Mundart zu hören, jüngere scheinen oft nur eine Mischsprache zu beherrschen, die sie

⁴ Vgl. dazu Karte 47 «Rauchen die Frauen?» des «Atlases der schweizerischen Volkskunde» von Paul Geiger und Richard Weiß (I. Teil).

⁵ Auf phonetische Genauigkeit in der Wiedergabe von Lauten müssen wir hier verzichten, und wir haben die Belege mit den Buchstaben unseres üblichen Alphabets häufig so geformt, daß noch leicht lesbare Gebilde entstanden. Deshalb haben wir auch das hier stark verdumpfte alte lange a oft mit aa wiedergegeben; es hat aber einen ohrenfälligen o-Klang und könnte ebensogut mit oo angedeutet werden.

⁶ Eine zureichende Vollständigkeit lebendiger Sprachbelege ließ sich in der kurzen Zeit der Aufnahmen nicht erreichen. Das weniger zeitraubende Abfragen bestimmter Wörter und Formen nach schriftdeutschem Muster aber war hier deshalb unmöglich, weil sich dabei fast immer hochsprachliche Antworten statt der gesuchten mundartlichen Wendungen eingestellt hätten.

freilich selbst noch als ihre Mundart betrachten. Es ist offensichtlich, daß die Walsertaler Landschaft einen ausgeprägten Übergangscharakter im Sprachlichen zeigt und daß sich im einzelnen Sprecher verschiedene Redweisen überschichten und überschneiden. Von den Vorfahren her ist ihnen der Walserlaut zugekommen, und er liegt ihnen noch im Ohr. Aber aus der Schule und im Umgang mit den Fremden haben sie sich die Hochsprache oder doch viel Hochsprachliches zu eigen gemacht, und durch das Tal hinein dringt unverkennbar in Lauten und auch mit einem bestimmten Wortschatz die Mundart des Walgaus, während in Damüls der Einfluß aus dem Bregenzerwald nicht unerheblich scheint. Doch wie gesagt, solche Mischung geschieht nicht mit Wissen und Willen der Leute, die stolz darauf



Abb. 2

sind, Walserdeutsch zu reden. Fragt man jedoch etwa nach uns wohlbekanntem einzelnen Merkmalen der Wallisersprache, dann wollen die meisten von solchen Lautungen nichts mehr wissen, und es heißt etwa, danach müsse man hinten im Tal zu Fontanella bei alten Leuten

Umschau halten oder im entlegenen Marul – dort rede man noch so «grob».

Wir haben denn wirklich dort auch noch die Menschen gefunden, die uns lebendiges Zeugnis für das Dasein der angeblich «groben» Walserrede boten. Doch auch bei den ältesten Gewährsleuten stellten wir ein für uns Schweizer seltsames gelegentliches Abgleiten in den schriftdeutschen Laut fest. Eine über 80jährige Marulerin erzählte zum Beispiel, man habe in einer Sturmnacht «kchäi Beleuchtung khaa», eine andere, nicht viel weniger alte, versichert, sie wolle uns gern «en Strauß mitgää», einen Blumenstrauß mitgeben; vom «Fraidig», dem Freitag, hörten wir in Sonntag und Faschina sprechen. Nicht weniger schriftsprachlich mutet es uns an, wenn wir in der 2. Person Mehrzahl stets die Form «ier seid» vernehmen: «ier seid no rüstig!» Die alte Frau Dietrich in Marul freilich fragte mich: «Siid-er aläinig daa gsi?»

Aber eben: nicht nur eine Mischung von hochsprachlichem und bodenständig-mundartlichem Sprachgut fällt uns auf. Es mischen sich vielmehr auch die Dialekte: im Walgau lautet die Negation «naa»; die Walser sagen eigentlich «nei». Das weiß eine meiner guten Gewährsfrauen in Marul recht wohl und sie behauptet, stets mit «jaa» oder «nei» zu antworten; aber schon in den nächsten Sätzen entwischt ihr die Beteuerung «na, na!» (Es geht den Marulern also ein wenig wie den Baslern mit ihrem «jä» und «joo»!)

Schwankungen in der Aussprache fanden wir fast bei allen unsern Helfern: am Faschinapaß sagt ein Gewährsmann für Äuglein «Äigli», die Frau aber «Öigli»; er sagt «zwej», «füüf», sie «zwee», «fümf» usw. Die Unsicherheit kann sogar in der eigenen Familie offenbar werden: bei meinen besten Maruler Helfern in mittleren Lebensjahren beugt die Frau die Mehrzahl der Gegenwart von «tun» in den Formen: «mier tönn, ier töid, schi tönd». Ihr Mann aber bestreitet energisch die Echtheit dieser ö-Lautungen und meint, sie seien bei einem kurzen Aufenthalt im Tirolischen aufgelesen worden. Es müsse im Marulerdeutsch heißen: «mier tüe, ier tüed, schi tüend». Entsprechend braucht die Frau auch sonst ö-Laute, wo er nur ein ü gelten lassen will: «önschi Mama» sagt sie, «ünschi» hält er für richtig. Die Frau streitet hinwieder ihrem «Meister» das Endungs-d ab in den Beugungsformen «mier seend, schi seend», wir, sie sehen. Die

auf einmal bewußt gewordenen sprachlichen Gegensätze haben freilich zu keinem häuslichen Krieg geführt, und beide Eheleute waren sich darin einig, daß ihre Walserrede von vielen fremden Einflüssen bedroht sei und daß man heute nicht mehr rede wie früher. Die Alten hätten noch gesagt «e Saaga», jetzt heiße es «e Sääga», eine Säge; man habe ehemals vom «Riisbli» gesprochen, nicht vom Bleistift, vom «Eeni» und vom «Aani», nicht von Großvater und Großmutter. Die alte Mutter brauche noch heute Wendungen, die man kaum mehr verstehe, etwa: «Hescht noch z'lützel gschlaafe!», hast noch zu wenig geschlafen.

Wir wollen nun aber von all diesen Schwankungen absehen und im heutigen, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, ja von einem Menschen zum andern ein wenig abweichenden Sprachausdruck die noch erhaltenen walserischen Züge festzustellen versuchen, die uns aus der Rede älterer Talbewohner sofort in die Ohren fallen.

Hochalemannisch, das heißt mit dem Schweizerdeutschen übereinstimmend, ist der allgemeine Charakter der Rede des Walsertalers. Er spricht wie der größte Teil unserer Miteidgenossen im Wortanlaut statt des schriftdeutschen k- einen (verschobenen) Reibelaut, ein Ch-. Aber das tönt nicht rauh-krachend wie weit herum im Schweizerland, sondern fein gehaucht wie in einigen unserer Bergdialekte, besonders zart vor hellen (palatalen) Lauten! Ja wenn der Großwalser von Cheller, Chuhhi und Chühheli spricht, tönt das weit vorn artikulierte ch- fast wie ein sch-Laut: «Es schliis Hüsli», ein kleines Häuschen. Von Jungen hört man freilich schon härtere Reibegeräusche und oft auch das aus dem Walgau eingeführte oder der Schriftsprache angepaßte «churerische» kh-. «I der Khircha» sei der Vater, antwortete mir ein Fontaneller Bursche. Später vernahm ich dies Wort aber mehr als einmal auch in der echtalemannischen Form «Chilcha» mit dem unüberhörbaren feinen Großwalser-Ch.

Was aber das Deutsch der walserischen und übrigens auch der nichtwalserischen Vorarlberger noch heute eindrucklich mit dem gesamten Schweizerdeutschen verbindet und es von der Schriftsprache wie auch von den angrenzenden bayrischen Dialekten abhebt, ist die unterbliebene neuhochdeutsche Zwielautung (Diphthongierung); es heißt auch da wie bei uns «Huus, Wiib, Lüüt», nicht

Haus, Weib, Leut(e) – wenigstens in der urchigen Rede, die – wie wir feststellen mußten – freilich auch in diesem Merkmal hie und da verlassen wird.

Welches sind demgegenüber aber die sprachlichen Eigenarten, die die österreichischen Walser nur noch mit den schweizerdeutschen Bergdialekten gemein haben, unter denen ja die des Wallis die «tonangebenden» sind? Etwas vom Kennzeichnendsten dieser alpinen Mundarten liegt darin, daß in ihnen auch beim Zusammen treffen zweier Selbstlaute, im sogenannten «Hiat», die alten einfachen Längen erhalten geblieben sind: der Bergler sagt bei uns «buu(w)e, nü(w), schni(j)e», wie einst in der altdeutschen Sprache. Diese Altertümlichkeit aber scheinen die Großwalser ganz aufgegeben zu haben: «me tued es nöis Hus boue», und «es chunn(d) gi Schneeje» (in Marul). Nur in einem isolierten Wort hörten wir noch die ursprüngliche, hier vielleicht durch die Mundart des Bregenzerwalds gestützte Lautung: zu Damüls muß man «d'Suue fuettere», die Säue füttern. Als besondere Eigenart unserer Alpendialekte gilt aber auch die Lauterscheinung, nach der die Endung -rn (-rm) «vokalisiert», das heißt zum Wortauslaut -re(n) wird. Ja diese lautliche Entwicklung wird neuerdings geradezu zur Abgrenzung des «Bergschweizerdeutschen» verwendet.⁷ «Moora is rauch» hört man in Marul für «morn» (morgen) ist es rauh, ist schlechtes Wetter. «Ich han de Belz gä ära»; «en hoocha Tura» (Turm) zeichneten wir in Faschina auf.

Auch anderes fällt uns auf, das wir ebenso in der Rede der Bergler in unsern Schweizer Alpen erklingen hören: die ursprüngliche Lautverbindung -chs- wird bei den Walsertalern wie bei unsern Walsern und nordwärts über ihr Gebiet hinaus als -ks- ausgesprochen: Aksla (Achsel), Fuks (Fuchs), Oks (Ochs). «Es sinn(d) seksa druf gsi oder sibna», auf der Photo nämlich, erklärt man uns in Marul. Während diese Aussprache bei uns auch im nichtwalserischen Chur und dort am Eingang zum Walsertal im Walgau gilt, empfinden wir die Pronominalform «Wier» im Gegensatz zum «unterländerischen mier» als echte Berglerform. «Mier» ist allerdings in Bünden auch schon bei den östlichen Walsern im Prätigau eingedrungen.⁸ Im Wal-

⁷ A. Bangerter, Die Grenze der verbalen Pluralwendungen im Schweizerdeutschen, Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, Bd. IV (1951), S. 81.

⁸ Vgl. R. Hotzenköcherle, Bündn. Verbalgeographie, 503 A. 1.

sertal hört man allgemein den «neuern» Anlaut m-: «mier schlaafen, mier reden» usw. «Mier stöön» (stehen), sagt unsere alte Marulerin; aber bald danach doch «wier göön» gehen. Ähnlich der Lehrer im Buchboden: «Wier stöönd» und später «mier mahhen»; auf dies «wier» hingewiesen, erklärt er jedoch bestimmt, es müsse heißen: «mier». Er empfindet «wier» als die schriftsprachliche Lautung, und tatsächlich ist mit dem Einfluß der Hochsprache hier immer zu rechnen!

Auch die kurze, den Nasal erhaltende Form des bésitzanzeigenden Pronomens «unser» müßte einem Bündner Walser vertraut in die Ohren klingen. «Ünschi Mäigga», unser Mädchen, Töchterchen, hieß es in Marul. «Mer wisse nu(r) ünsche Fahrplaa(n)!»^{8a}

Doch gehen wir vom Bergschweizerdeutschen zum Walserdeutschen im Besonderen über und suchen wir noch nach unverkennbaren Eigenheiten des Großwalser Dialekts, die dem Wallis oder doch dem schweizerdeutschen Südwesten entstammen müssen. Die vier kennzeichnenden Hauptmerkmale der deutschen Mundart im Wallis und in den Bündner Kolonien hat M. Szadrowsky in seiner schönen Darstellung des Walserdeutschen mit lebendigen Beispielen aus Bünden anschaulich gemacht.⁹ Das für die Walserart bezeichnendste dieser Sprachmerkmale ist der sch-Laut an Stelle eines gemeindeutschen s-Lautes, der sich unter gewissen, nicht völlig abgeklärten Bedingungen, besonders aber in der Nähe eines i der heutigen oder alten Sprache schon im Rhonetal entwickelt haben muß. Vertraut sind uns aus dem Mund unserer Bergler walserischen Schlags die «Hüüscher» (aus althochdeutsch husir), die «Füksch» (aus fuhsi), die «Gemschä» und «ds Wiibsch Regimänt». Die Vorarlberger Walser sind freilich daran, dies für ihr sprachliches Walsertum

^{8a} Ebd. S. 490.

⁹ M. Szadrowsky, Walserdeutsch, Bündnerisches Monatsblatt 1925, S. 161 ff., insbesondere S. 166–173. – Vorher hat A. Bachmann, Artikel «Deutsch» im Geograph. Lexikon der Schweiz, Bd. V (1908) S. 64 ff., und K. Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten, Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik, Bd. VI (1913), insbesondere S. 46 ff., den Tatbestand beleuchtet. Wichtige neuere Arbeiten zur Charakterisierung und Gliederung der Walsermundarten sind die beiden Untersuchungen von Rud. Hotzenköcherle, Zur Sprachgeographie Deutschbündens mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Wallis, Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1944, und Bündnerische Verbalgeographie, in Romanica Helvetica, Bd. 20 S. 486–543.

besonders sprechende Merkmal aufzugeben. Wir fragten nach der mundartlichen Mehrzahlform von «Haus», und überall – in Damüls, Faschina, Fontanella, im Buchboden und auf Marul – hieß es «Hüüser»! In der unmittelbaren Rede entwischte einer alten Marulerin doch einmal die gesuchte Form «Hüüscher» mit dem besonders weichen «echten» sch-Laut. Man sage hier sonst «Hüüser, Füks» usw., behauptete die recht bodenständige Tochter der Alten, und nur von Großeltern höre man gelegentlich noch die vereinzelte Lautung «Müüsch» (Mäuse). Wenn man aber das Ohr zu spitzen begann, konnte man auch von der jüngern Frau im freien Gespräch noch bei manchen Wörtern den verleugneten sch-Laut vernehmen: «Wüüd's dürrsch?» (das Heu), «d'Biischa» (das Schneewetter). «Discha Wääg», auf diese Weise, meint eine Siebzigerin. Am besten behauptet sich die alte Lautung noch beim Pronomen, wo sie zwar auch nicht mehr fest ist: «Schi tüen(d) bal(d) hiiraate»; «wenn'sch hüüt ußer weer» (aus dem Tal hinaus wäre); «iets han i sche (die Brille) butzed» ... In Buchboden sagte der alte Lehrer: «si stöönd», aber «schi mahhen». Bei ähnlicher Unsicherheit im Ganzen haben wir doch überall von jüngern und ältern Gewährsleuten noch genügend Belege für die einstige Geltung dieser Eigentümlichkeit feststellen können: «Soo treege-mer-sche» (die Milch); «är cheem hüüt scho, wenn nit schiini Liebsti dert ,weer» (Damüls).

Das zweite der walserschen Hauptmerkmale ist bei den Vorarlbergern noch ziemlich fest verwurzelt, fester zweifellos als im Bereich der westlichen Walsertäler Graubündens. Es handelt sich um die ursprüngliche Lautverbindung –nk, die in Wörtern wie «trinken, denken» usw. unter Schwund des Nasals und sog. «Ersatzdehnung» des Selbstlauts zur «verschobenen» Form «triiche, deiche» oder ähnlich wird. Belege dafür aus dem Walsertal: «es Bier triihha; uustruuhha (ausgetrunken); iischeihha (einschenken); teihha (denken); ds Veeh treihha»... «Ufem Ofebooch» (Ofenbank) heißt es in Damüls mit deutlichem Nasalklang des stark verdampften a-Lauts. Als dritte Walsereigenart gilt die Bildung der 2. und 3. Person. Einzahl in der Gegenwartsform der Verben «gehen» und «stehen» mit den ohrenfälligen «westschweizerdeutschen» ei-Lauten. Auch diese unsern Berner Studenten so vertrauten Klänge sind nicht mehr überall und immer zu hören. Aber bei meinen guten Gewährsleuten in

Marul sind sie noch ganz fest: «du gäischd, är gäid, schy gäid; du stäischd, är, sy stäid». «Är verstäids guet» (Marul). In Damüls aber sagt eine Frau: «ar stääd früe uf»; sonst hört man allenthalben auch «är stood».

Als viertes der gemeinwalsersischen und auch wieder darüber hinaus im schweizerischen Gebirgsland verbreiteten Merkmale nennen wir noch die «gebrochene» Form von altdeutsch *iu* (vor Kehl- und Lippenkonsonanten) in der Lautung *eu* oder *äi*. «Der Chäller isch(t) täiff im Boda dinna» notierten wir in Fontanella, «d' Stäiffmueter» in Marul. Der Rückstand beim Einsieden von tierischem Fett heißt in Faschina beim Gewährsmann «Grääe», bei der Frau «Gräuwe», in Marul «Grääja» – also «gebrochene» Zwielaute in verschiedener Abwandlung! – Stellen wir dazu noch die Lautung für das Wort Knie: «Chnääi» mit dem Zeitwort «chnääja», knien. In Damüls erklärt uns eine alte Walserin freilich, heute heiße es da allgemein «ds Kchnüü», während man früher «Chnääi» gesagt habe. «Knüü» ist aber wieder die nichtwalsersische Unterländer-Form, wie «Grüüba, tüüf» usw.

Die Zugehörigkeit der Rede des Bauern im Großwalsertal und in Damüls zur schweizerdeutschen Walsersprache ist also durch die – wenigstens noch überall feststellbare – Erhaltung der vier Hauptmerkmale auch heute genügend gesichert und übrigens längst erwiesen. Diesen Grundzügen ließen sich noch manche Einzelzüge beifügen, die für die einstige Herkunft dieser Mundart zeugen.

Welches ist nun aber wohl die engere Heimat der Vorarlberger vor ihrer Einwanderung in dem weiten Walliser- und Walsersiedlungsraum gewesen? Sind sie wohl unmittelbar aus dem Rhonegebiet hergewandert oder sind sie eher weiter ostwärts vorgedrungene Pioniere der in Bünden Eingewanderten? An selbständigen Zuzug möchte man denken, wenn man sich an die frühe urkundliche Erwähnung dieser schon im Jahre 1313 so weit vorgeschobenen Walliser erinnert,¹⁰ wo doch in den bündnerischen Mutterkolonien unsere Siedler nur wenige Jahrzehnte früher ihre Rechtsbriefe erhalten haben, im Rheinwald 1274 und 1286, zu Davos 1289. Aber selbst, wenn

¹⁰ Vgl. K. Ilg, a. a. O. S. 13 ff.; Bohnenberger a. a. O. S. 35.

die Vorarlberger unabhängig von den beiden Bündner Walserschüben und fast gleichzeitig mit ihnen in einem besondern Zustrom ihre neue Heimat erreicht hätten, bliebe doch noch die Frage, aus welchem engeren Heimatboden in den ursprünglichen Sitzen am Rotten sie ausgezogen sind. Für die Bündner Walser hat nämlich die neuere Forschung, besonders durch die dialektgeographische Arbeit von R. Hotzenköcherle¹¹, mit zureichender Sicherheit erhärtet, daß die vom Rheinwald aus besiedelten Westwalser-Gebiete Graubündens unmittelbar mit dem Walliser Dialekt des obersten Rhonebereichs, des Goms, zusammenhängen, während die von der Stammkolonie Davos aus besiedelten Talschaften noch heute deutliche Sprachmerkmale der untern Oberwalliser Mundarten zeigen.

Es gibt nun Anhaltspunkte, die darauf hindeuten, daß die Vorfahren der Bewohner vom Großwalsertal und von Damüls wie die ostbündnerische Davoser Gruppe – vielleicht zusammen mit ihr – aus dem Wallis unterhalb der Grenzzone Fiesch–Brig ausgewandert sein werden. Schon K. Bohnenberger hat 1913 festgestellt, daß die bodenständige Rede wenigstens in einem besonders auffälligen Merkmal mit der Mundart auf Davos, im Schanfigg und im benachbarten Prätigau übereinstimmt, in einem Merkmal, das zugleich auch ein Kennzeichen des untern Deutschwalliser Dialektgebiets ist. Es handelt sich um die Aussprache des aus einem althochdeutschen *â* umgelauteten Stammvokals in Wörtern wie «schwer, leer» usw.: die «Rheinwalder»-Walser in Bünden haben hier wie die Gomser einen offenen *ä*-Laut (schwäär, läär), die «Davoser» aber sprechen mit den untern Oberwallisern ein geschlossenes *e* (schweer, leer)¹². Diesen geschlossenen Laut hört man nun eben in entsprechenden Fällen auch bei den Vorarlbergern: «en schweera Chopf» hat man in Marul, «en schweera Grind» auf Faschina. Man tut sich allenthalben im Walsertal «streela» mit dem «Streel» (kämmen, Kamm), und man schneidet mit einer «Scheeri». Man macht «fäißt Chees», in Marul sogar besonders feinen «Chiees»! An «d' Heeslatte», die Wäsche-

¹¹ Siehe Hotzenköcherles in Anm. 9 erwähnte Abhandlungen; derselbe in «Die Mundart von Mutten», Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik, Bd. XIX (1934) S. 486 ff.

¹² Bohnenberger a. a. O. S. 35, 105 ff.; Szadowsky, Walserdeutsch S. 24 f.; Hotzenköcherle, Zur Sprachgeographie Deutschbündens, S. 17 f.; Bündn. Verbalgeographie, bes. S. 539 ff.

stange hängt die Walserin ihr Leinen zum Trocknen auf. Diese beiden Ausdrücke «Chees» und «Hees» lauten hier also regelentsprechend, während freilich im bündnerischen Nordosten (Prätigau, Davos, Schanfigg) abweichend in den Lautungen «Chääs» und «Hääs» ein – vielleicht erst nachträglich entwickelter – überoffener Vokal festzustellen ist (vgl. Hotzenköcherle, Bündn. Verbalgeographie, S. 539 Anm.). – Hieher gehört aber auch die bezeichnend ostwalserische Lautung des Wortes «fragen» mit geschlossenem e: «Chasch freega, wer d'witt!» – Am besten ist's, man tut «ds Wiib freega!» (Marul).

In Hotzenköcherles Arbeiten sind auch eine Reihe weiterer Sprachunterschiede herausgestellt worden, die in Bünden West- und Ostwalser und zugleich im deutschen Wallis die obern und die untern Bewohner von einander abheben. Wir wählen davon nur einiges aus, wofür sich in unsern Aufzeichnungen gerade ein Beleg findet: wieder geht der Vorarlberger mit dem Stammverwandten östlichen Bündner Walser zusammen, wenn er die alten Langvokale vor hartem Verschlusskonsonanten, besonders vor t und tz, weitgehend bewahrt, während der Westwalser in solchen Fällen kürzt und etwa «wit» sagt für altertümlicheres «wiit» (weit)¹³. «Wiit is äba!», nämlich der Weg über die Alpen (Faschina). Es sei nun «Ziit zum gaa», meinte die alte Marulerin. «Er chiem hüüt» (heute); «d' Litzisiita» ist die Schattseite. «Schwiizer» nannte man uns.

Von der typischen westwalserisch-gomserischen Verhärtung der Mitlaute vor einem l, m oder n ließ sich im Vorarlberg nichts hören;¹⁴ man sagt da «hagla» (nicht «haggle»), «Gabra» (nicht «Gaple»), «Wiibli» (nicht «Wipli») usw.

Dagegen kann man immer wieder die auch für den «Davoser»-Walser bezeichnende Erweichung eines harten Verschlusslauts feststellen¹⁵: «hüüd» (heute); schi isch(d) butzed, nämlich die Brille; är gäid, stäid (Faschina), är tued (Marul). Am eindrucklichsten wird diese Erweichung allerdings im Satzzusammenhang (Sandhi), wo sie aber auch bei den Westwalsern gelegentlich zu hören ist:

¹³ Bohnenberger a. a. O. S. 97 f.; Hotzenköcherle, Sprachgeographie Deutschbündens, S. 20; derselbe, Bündn. Verbalgeographie S. 541.

¹⁴ Bohnenberger S. 146 ff; Szadrowsky S. 14; Hotzenköcherle, Beiträge, Bd. XIX, S. 486; derselbe, Sprachgeographie Deutschbündens, S. 19; Bündn. Verbalgeographie, S. 541.

«freeged-er» (Damüls); «ietz gäid-er» (Faschina); «das hed-en grett» (das hat ihn gerettet, ebd.).

Eine Verbindung oder Entsprechung mit der Rede der «Davoser» Ostwalser in Bünden (im Gegensatz zu den «Rheinwalder» Westwalsern) zeigt sich auch etwa mit folgenden Eigenarten der Lautgestaltung und des Formenbaus:

Für den Ausdruck «etwas» haben die Westwalser die auf pp assimilierte Lautung «äppes» oder «äppe» (etwa) – wie auch die Rheintaler Mundart «öppis, öppe» und ähnlich der Walgauer Dialekt in Bludenz «ep(p)is, ep(p)e». Die östlichen Bündner Walser haben jedoch altes ëte(s), ëte(s)wâ auf das t hin angeglichen zu «ättes, ätte»¹⁶. Wenn wir nun im Walsertal diese t-Formen noch finden, so dürften sie wohl die echten und alten sein, während die p-haltigen Gebilde doch eher mit anderm von den unmittelbar angrenzenden Mundarten aus eingeschleppt worden sein müssen. «Wännsch äppes gseeh hänn(d)» sagt eine alte Frau in Marul; aber bald darauf meint sie: «Di Junga triihhen(d) lieber Kafee oder sus ättes!»

Ein ähnliches Nebeneinander bekamen wir auch sonst zu hören; «ättes Dünnsch» lobte eine andere Alte in Marul und auch der pensionierte Schulmeister von Buchboden; «äppes Dünns» hingegen die bejahrte Helferin zu Damüls. Diese Frau kennt daneben aber auch die t-Bildungen: «ätten am Nüüni» stehe sie auf; «ättermaal», einstmals, sei der Schnee sehr tief gewesen. «Jetzt sött ättwäär (jemand) öns Wii iischeihhe», meint sie schließlich. «Es ist ättweer cho», hieß es in Marul.

Durch die wissenschaftliche Arbeit R. Hotzenköcherles ist die sprachgeographische Scheidung der beiden Walserschübe Bündens besonders eindrücklich auf Grund der Formenbildung des Verbums dargestellt worden, ja dieser Mundartforscher weist darauf hin, «daß in keiner andern Kriteriengruppe so viel charakteristische Sprachlandschaft ausgeprägt ist wie bei den Verbalformen».¹⁷ We-

¹⁵ Hotzenköcherle, Bündn. Verbalgeographie, S. 541, 4 (mit Literaturangaben). – Zur Sandhi-Erscheinung siehe auch Lorez, Bauernarbeit im Rheinwald, S. 273 § 81; BSG 11 § 159; BSG 19 § 131.

¹⁶ Hotzenköcherle, Sprachgeographie Deutschbündens, S. 14; Schweiz. Idiotikon Bd. I, S. 500 ff.

¹⁷ Hotzenköcherle, Bündn. Verbalgeographie, S. 48 7. – Die Erkenntnisse Hotzenköcherles sind inzwischen teilweise fürs Wallis ergänzt worden durch A. Bangerter (siehe Anm. zu S. 6), der die von Hotzenköcherle skizzierten Zusammenhänge auch weiterhin erhärtet hat.

sentliche Eigenarten des gemeinwalserischen und Einzelzüge des ostwalserischen Ausdrucks lassen sich nun auch aus unsern Aufnahmen ablesen. Doch sind die alten Verhältnisse der Vorarlberger Enklaven offenbar gerade bei der Bildung und Abwandlung des Verbs besonders stark gestört und noch in der steten Umwandlung begriffen. Unsere summarischen Erhebungen vermochten hier das schwankende Bild einer vielfältigen Wirklichkeit keineswegs zu fassen. Es sei deshalb nur Weniges und Einzelnes herausgehoben: Nicht überhörbar ist beim Wort «haben» in der 2. und 3. Person Einzahl der Gegenwart die walserisch-westliche Lautung «du hesch, är hed» mit hellem, geschlossenem e, während sonst im angrenzenden Raum das ostschweizerische «du häscht, är hät» ertönt. Für die Gruppeneinteilung innerhalb des Walserischen sind jedoch bedeutsam die Mehrzahlformen der 2. und 3. Person, die bei den «Rheinwaldern» – wenigstens in der heutigen Generation – «hen(t)» mit demselben Stammvokal wie im Rheintal, bei den «Davosern» jedoch «hän(d)» lautet.¹⁸ In diesem Fall finden wir nun aber bei den Vorarlbergern Formengebilde, die nicht wie die andern aufgewiesenen Merkmale auf die Davoser und Prätigauer Stammesgenossen hinweisen, sondern stark an die Sprache der westlichen Walser erinnert. Meine Gewährsfrau in Marul flektiert: «mier hennd, ier häid, schi hennd», ihr Mann aber «mier hönd, ier häid, schi hönd». In Damüls hörten wir schon die einheitliche Flexion: «mier, ier, schi häid».

Eine Neigung zu solchen ausgeglichenen, den Walsern eigentlich fremden Bildungen macht sich immer wieder bemerkbar, besonders bei den Kurzverben; der alte Lehrer im Buchboden belehrt uns, es heiße bei ihnen: «mier, ier, schi stönd, lönd». Der Gewährsmann auf Faschina jedoch kennt auch beim einsilbigen Verb noch die typisch westliche Zweiformigkeit: «mier stön, ier stööd, die stön»; die Gewährsfrau daneben will als das Richtige ansehen: «mier stönd, ier stööd, die stönd». Das sind Mischformen von nichtwalserischem Stammvokal mit walserischer Biegeform, wie sie R. Hotzenköcherle auch in Übergangsgebieten aufgezeichnet hat.¹⁹ Schwankungen sind in den Bildungen des Zeitworts immer wieder festzustellen, und zwar

¹⁸ Hotzenköcherle, Verbalgeographie, S. 514 ff und Karte 5b.

¹⁹ Bündn. Verbalgeographie, S. 520 ff.: genau entsprechend in Trimmis, siehe ebenda Karte 6.

bis in die verschiedene Sprachweise einzelner Familienglieder hinein: dasselbe Ehepaar, das die Mehrzahl von «tun» verschieden abwandelt (vgl. vorn S. 247), bleibt auch abweichender Meinung über die richtige Endung bei «sehen»: «mier, schi seen, ier seed» sagt sie, «mier, schi seend, ier seed» aber er. Anders – mit Rundung – klingt es auf Faschina: «mier, schi sönn» sagt der Helfer «die sönn noch alli gued!» «mier, schi sönd» die Helferin. – Auch die Einzahl dieses Verbs zeigt bei größerer Nähe an den ostwalserischen Formen doch deutlich Abweichungen davon: «i sie noch ooni Bril(l)e, du siescht, är sied», heißt es bei unsern Gewährsleuten auf Marul und Faschina. Der walserische Nordosten hat mit Varianten den Typus «gsie(n), gsiescht, gsied» (im Gegensatz zu den Westwalsern mit «gsee, gseescht, gseet»)²⁰ Die nicht kontrahierten, mehr als einsilbigen Zeitwörter scheinen im allgemeinen demgegenüber noch die Zweiförmigkeit erhalten zu haben: «mier mahhen, ier mahhed, schi mahhen» (Buchboden).

Deutliche Zeugen für die Zuteilung zum östlichen oder westlichen Siedlungsschub der Walser oder allenfalls sogar für die Heimat im untern oder obern Deutschwallis sind die Kennzeichen des Wortschatzes, die bisher in kleiner Zahl ins Licht gestellt worden sind.²¹ Auch unsere wenigen Belege sprechen wieder für den ursprünglichen oder nachträglichen Zusammenhang mit den «Davoser»-Walsern: das Murmeltier nennt man in Marul «Borménta», auf Faschina «Bermänta», und in Damüls wollte eine alte Frau nur die Lautung «Pulmänta» kennen. Entscheidend ist, daß hier wie bei der Davoser Gruppe und in den untern Zehnten des Rhonetals die Formen mit -n- bodenständig sind, während die Rheinwalder Gruppe und die obern Zehnten mit «Murmo(l)ta» und Ähnlichem die n-losen Gebilde aufweisen.²²

Für die Altersstufen des Jungviehs haben die beiden Walsergruppen teilweise auch verschiedene Benennungen^{22a} die westliche Bezeichnung «Faardel» für das einjährige Tier ist im Vorarlberg

²⁰ Ebenda S. 526 ff. und Karte 7b.

²¹ Wieder durch R. Hotzenköcherle, schon in den «Beiträgen», Bd. XIX, 487, besonders aber in der Arbeit «Zur Sprachgeographie Deutschbündens» 1944.

²² Derselbe, Zur Sprachgeographie, S. 23.

^{22a} Ebenda S. 14, 23.

ganz unbekannt, und man verwendet dafür das auch bei den östlichen Bündner Walsern herrschende Wort «Jeerlig». Der Lockruf für die Schafe ist hier «häl-häl-häl», dem «häli-häli» im Prätigau entsprechend und dem «bämm-bämm» in den westlichen Talschaften unähnlich. Das Vieh «byset» wie im Davoser Siedlungsbereich und wird nie «bysele» wie im westlichen Gebiet, wenn es an heißen Tagen auf und davon läuft.

Manches in der Sprache des Walsertals will freilich weder zum einen noch zum andern Teil Walserdeutsch-Bündens stimmen: das weibliche Kalb heißt hier «Chuelichalb» und weder «Hüdi» noch «Chuetschi»; hat hier eine Kuh die Kolik, so ist sie weder «schmalweidigi» noch hat sie «Grimme», sondern sie hat den «Muuderi». Das leise Murren des Viehs nennt man hier «treesgga», nicht «sünngge» oder «runje».

Man wird in solchen Fällen mit Eigenentwicklungen oder mit Einflüssen der angrenzenden Mundarten rechnen müssen; wohl auch dann, wenn einmal das Vorarlberg mit den Westwalsern zu gehen scheint: so heißt die Klauenseuche, mit diesen übereinstimmend, einfach «d'Chranket» (nicht der «Bräschte» wie im «Davoser» Gebiet), das männliche Zucht tier wie allgemein «der Stier» (nicht «der Pfar»); ein Tier, das nicht aufgenommen hat, ist «es leers Rend», «das ischt a leeri» (auch im Westwalserischen «gäit schi lääri», bei den Ostwalsern aber «mansi»).

Eine eigenartige Mittelstellung nimmt das Walsertal aber auch ein mit den Bezeichnungen im Sinngebiet der Milchtraggefäße²³: der «Gomser»-Typus «Kübel» gilt für das hölzerne, ovalgeformte Gefäß, das man über die Schultern trägt. «Rüggchübel» heißt hier, was in der Ostschweiz «Tanse, Tause» und in der Westschweiz «Bränte» genannt wird.^{23a} (Dabei scheint in dem Wort die Umlautform isoliert, da man im Walsertal sonst nur vom «Rugga» sprechen hört!) Ein dem Rüggchübel entsprechendes blechernes Gefäß bezeichnet die Maruler Gewährsfrau mit dem im Walgau wie auch im Prätigau bekannten, ursprünglich romanischen Ausdruck «Baziida». Der Hel-

²³ Vgl. dazu Max Reimann, Sachkunde und Terminologie der Rückentraggeräte in der deutschen Schweiz, Zürcher Diss. 1947, und R. Hotzenköcherles danach gezeichnete Sprachkarte im «Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich 1351–1951» von P. Kläui und E. Imhof.

^{23a} Vgl. die Karte ebenda.

fer meint allerdings, beides sei das gleiche: «Baziida» heiße das Gerät «am Land», im Tale unten. Vorn im Walsertal zu Blons sagt man dafür auch «Taa(n)se», und in Oberdamüls haben wir für dasselbe Ding den Ausdruck «But(t)a, Schottabutta» aufgezeichnet.²⁴ Auch das runde Traggefäß mit einem Henkel, das man beim Melken braucht, heißt auf Marul Chübel, sei es «en hülzene oder en sturzene», einer aus Holz oder aus Blech. Ein kleineres Exemplar ist bloß «e Melcheimer». Eine «Brennta» ist jedoch im Walsertal das, was wir Gebse nennen! (Weitere Verbreitung des Sachverhalts in der NO-Schweiz s. Schweiz. Jd. V., 756.)

Zu den besten Zeugen im Wortschatz, die heute noch eindeutig auf die Walliser Herkunft unserer Vorarlberger weisen, gehört das Wort «das Gsigg» für den Rückstand beim Buttereinsieden.^{24a} Dieser Walserausdruck ist in unserm Exkursionsgebiet noch überall ganz fest und wird offenbar als Eigengut erkannt; denn unser Helfer auf Fäschina meint dazu: «Schriibe tued-me Fööla» – das Wort, das im Walgau und im Rheintal bis zum Hirschsprung hinunter herrscht und auch schon bis Blons vorgedrungen ist (angeblich neben «Vogilischmalz»).

Bleiben wir bei der Milchverwertung, um nochmals schlaglichtartig zu erhellen, wie sich in der Großwalsersprache Altererbtes und Neues durchdringen: Fragt man nämlich nach dem süßen, aus dem Rahm hergestellten Fett, so wird einem «der Butter» aufgestellt. Es zeigt sich aber bald, daß dieser neue Ausdruck wie an einigen Orten Bündens noch nicht festes Sprachgut ist, und man vernimmt auf eingehenderes Befragen: «eigentlich» heiße es «Schmalz». Dies ist in der Tat der ältere Ausdruck, den die Walser – offenbar beim Handel mit ihren Produkten sich der Redeweise der Abnehmer anpassend – von den Bewohnern «am Land» angenommen haben. (Auf ähnliche Weise verzichteten zum Beispiel auch die Bauern in der südlichen Hälfte des Kantons Bern wenigstens auf ihre bodenständige Lautung «Ouche» zugunsten des stadtbernischen «Ankche» der Käuferkreise.) Dieses Wort «Anken» wäre nun aber auch der Ausdruck, den die Vorfahren der Großwalser einmal aus der Heimat im

²⁴ Vgl. Karte und Reimann für Baziida P. 606–609; 611; für Butte, das schwäbisch zu sein scheint, P. 459, 462, 464/5/7; 485/6/7.

^{24a} Vgl. die Karte ebenda.

Westen mitgenommen haben müssen und das man heute gar nicht mehr kennen will. Immerhin, es ist doch noch da oder es ist vor noch nicht langer Zeit noch vorhanden gewesen: wofür man heute «schmalze», Butter machen sagt, dafür sagten die ältern Leute noch «aahe, aachen», das ist eben «anken» in der höchstalemannischen Lautform des Wallis. Ihre Mutter, so erklärt mir meine Helferin in Marul, habe noch gelegentlich von einer schönen «Aaheta Schmaalz» gesprochen, das heißt von einem schönen Akenballen. (Gerade wie hier haben auch die Bündner Walser das altererbte Wort «Anken» nur noch in solcher «versteckter» Lautung erhalten; in Safien zum Beispiel sagt man «aache» für buttern, man kennt die «Aachmilch» und das «Aachchüpli», – aber das Ergebnis des Aachens ist das süße «Schmalz».)

Fügen wir der «Aaheta Schmaalz» noch ein paar andere lexikalische Alttertümlichkeiten bei, die wir im Großwalsertal auf-gelesen haben:

Da lebt, in gewissen Wendungen wenigstens, noch das altdeutsche Zeitwort «jehen», sagen, sprechen, das wir aus dem mittelhochdeutschen Schrifttum sehr wohl kennen. «Er (das Grashalm) giht, ich sol genâde vinden», heißt es in einem Gedicht Walthers von der Vogelweide. «Er ied», sagt heute noch der bodenständige Maruler Bauer: es werde einen schönen Herbst geben, «ied-me», sagt man. Andere Formen ließen sich da nicht erfragen; etwa «mier ien» u. ä. kenne man nicht. Vom Pfarrer in Sonntag jedoch hörten wir die Frage: «Was iesch(d) da?» Zu Damüls will man von dem Wort, das nach dem schweizerdeutschen Wörterbuch freilich auch im Prätigau und im Rheintal festzustellen war, nichts mehr wissen. Daß es aber einmal ein Walserwort gewesen sein muß, bezeugt Bohnenberger noch mit dem entlegenen und heute wohl isolierten Beleg aus Issime.

In der alten, ebenfalls aus dem Mittelhochdeutschen bekannten Bedeutung von Wohnraum ist bei den Vorarlbergern noch das Wort «gadem» erhalten, das bei den Bündner Walsern nur einen Stall bezeichnet. «Er gäid in(n) Gade iih», heißt nach unserm Gewährsmann auf Faschina: er geht ins Schlafzimmer hinein.²⁵

²⁵ Vgl. dazu Rud. Trüb, Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal, Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, Bd. III, S. 221 f.

Als ein mitgebrachtes «Walserswort» darf man vielleicht den noch gutbekannten Ausdruck «Brenta» (Marul), «Brännta» (Damüls) für den Nebel bezeichnen. Aber vom «Brenta heile(n)», dem alten Hirtenvergnügen, weiß man an keinem Ort in unserm Gebiet etwas.²⁶ Fragt man etwa bei den Leuten, was sie denn selbst als besonders altertümlich in ihrer Sprache empfinden, so nennt man überall das Wort «Schaffräiti», wohl weil es mit der Sache am Verschwinden ist: es bezeichnete ein hölzernes Küchengestell. Uralt scheinen ihnen auch die Benennungen «Tischtrügga», Schublade, «Rüschla», Heukanal im Stall, oder etwa die Ausdrücke «Lilache» und «Riißblii». Das sind jedenfalls ein paar Belege für das, was die Walser selbst als schon fast ausgestorbenes Wortgut ansehen, und wenn es sich auch um keine lexikalischen Walsersmerkmale handelt, so doch um südalemannische Sprachrelikte, die auch im Schweizerdeutschen am Verschwinden sind. Die Lawine heißt in Marul «Lä(j)i» – d'Läji ischd aaher! –; früher habe man jedoch «d'Loubi» gesagt, und der Lehrer versichert, in Urkunden finde man die Lautgestalt «Laubelen». Die erste Jahreszeit ist heute der «Früeling», von alten Leuten will aber der volkskundlich-tätige Schulmeister aus Blons noch «im Langse» gehört haben. Das Hegen von «Plakcha», Blakten, ist noch in Damüls wohlbekannt. Dies Kraut wird hier entweder grün verfüttert oder den Schweinen gekocht; aber ein Sieden und Aufstokken für den Winter kennt man nicht, und auch das alte Wort «Maß» für diese konservierte Schweinenahrung ist nicht mehr erhalten. Man sucht auch sonst gelegentlich Wörter, die bei den Bündner Walsern gang und gäbe sind, hier vergebens, aber auch die im Bergschweizerdeutschen so auffällige Beugung des Beiworts im Prädikat ist hier unbekannt: es heißt «är ischd müed», nicht «müeda» usw. Sonst jedoch läßt sich auch in der Fügung der Sätze noch entsprechend Altertümliches erspüren; so zeichneten wir u. a. den Satz auf: «die seend noch alla gued» mit der schwachen Form, während es im Gemeinschweizerdeutschen mit starker Endung hieße: diese sehen noch «alli guet». Von Formen, die uns aufgefallen sind, heben wir heraus das ohne die Vorsilbe ge- gebildete Partizip der Vergangenheit von «finden»: «bis' en funde hend», bis sie ihn, den Verunfallten, gefunden haben;

²⁶ Vgl. Rich. Weiß, Nebelheilen, Teufelheilen . . . , in Schweiz. Arch. für Volkskunde (1948), Bd. 45, S. 225 ff.

oder das nach walserisch-bodenständiger Art nicht gerundete Partizip «gwißt», zu «wissen». Während in Bludenz die Form des Zahlworts «zwei», dem Schriftdeutschen entsprechend, für alle Geschlechter gleich bleibt: «zwa Hana, zwa Hena, zwa Schoof», heißt es bei den Walsern oben: «zwe Haana, zwe Hennä», aber «zwäi Schaaf», d. h. statt der ältesten Dreiformigkeit gibt es wenigstens noch eine zwiefältige: für die belebten Wesen eine einzige und für die Sachen eine besondere. (Das entspricht auch dem Walserdeutschen in Graubünden im Gegensatz zum Churerdeutschen.)

Auch verschiedene, bei unsern Walsern ebenfalls lebendige Verkleinerungsformen finden sich – zum Teil zwar nur relikthaft – bei den Vorarlbergern: neben den gemeinschweizerdeutschen Diminutiva auf -li wie in «Mendli, Wiibli. . .» gibt es die eigenartigern auf -i, in «es Buebi, es Mäiggi» (Mädchen); und mit -zi verkleinert ist das «Munzi» (Kätzchen) zu «Muni». – Einmal trat auch die unsern altertümlichern Dialekten geläufige Mehrzahlform starker Neutra auf -i zutage: «Gwichti» (Gewichte); und es ließen sich bei systematischem Suchen wohl noch weitere Zeugnisse für diese heute offenbar nicht sehr häufige Bildungsweise wie für manches andere Aufschlußreiche finden.

So zeigt das Sprachleben und das Leben im Walsertal überhaupt doch noch manchen Zug aus vergangenen Tagen; dazu gehört auch, daß man im Tal einander selbstverständlich mit «Du» anspricht, ja auch der Fremde wird von alten Leuten noch gern in diesen Kreis vertrauten Umgangs gezogen. Jedenfalls aber wird er durch die 2. Person Mehrzahl geehrt: «Gö(i)d Ier jetz scho?» Das «Sie» ist meinen freundlichen Helfern in Marul noch ganz ungeläufig, und es passe – wie sie meinen – gar nicht in ihre Sprache.

Vom Denken und Werken der Großwalser wäre nun ebenfalls manch kennzeichnender Zug hervorzuheben, wenn schon die neue Zeit mächtig in die Köpfe und Herzen der Bergbewohner hineingezündet hat. Der bodenständige alte Volksgesang scheint fast ganz erloschen zu sein. Nur ein «echtes Walserliedchen» konnten unsere Studentinnen noch bei einem Mütterchen abhören – ein Liebesliedchen, dessen erste, allein noch erhältliche Strophe lautet:

«Er isch hübsch, i bi leid –
Früili en Unterscheid!

Aber da säg-i zum Trooscht mer der Ruef:
Hübsch isch veränderli,
I blib emaal wie-n-i bi.
Nulle va nulle gäid ordili uuf.»

Auch das volkstümliche Erzählgut ist wohl am Schwinden; aber auf Faschina wußte uns ein alter Bauer noch von manchen schreckhaften Sagen, ja sogar von selbsterlebtem Spuk zu berichten; er kannte das «Wüeteheer» und erzählte von den auch in unsern Bergen geisternen Erscheinungen des «Toggis» und des «Nachtvolchs».²⁷

Zum Schluß sei noch einer Altertümlichkeit volkskundlicher Art gedacht, deren Entdeckung bei den Walsern im Avers seinerzeit vielfältige Neugier geweckt hat. An alten Avner Häusern hat J. R. Stoffel den «Seelabalgga» aufgewiesen, jene mit einem Pflock verzapfte kleine Öffnung in der Wand der Nebenkammer, die einst der Seele eines Sterbenden als Ausgang in die Ewigkeit dienen, aber auch die Rückkehr des Abgeschiedenen verunmöglichen sollte.²⁸ Dies seltsame «Fensterchen», dessen einstiger Sinn freilich heute den Bewohnern fast ganz unbekannt geworden ist, hat man bald auch an andern Orten Bündens wiederentdeckt.²⁹ Nun fielen uns auch in den durchwanderten Vorarlberger Walserorten an einigen der nicht mehr zahlreichen noch unverschindelten Häusern da und dort kleine, meist zugestopfte Luken auf. Was für eine Bewandnis es mit diesen Öffnungen hat, konnten oder wollten die Einwohner jedoch nicht wissen. Ein Fontaneller erzählte uns, als Buben hätten sie gelegentlich dieses verstopfte Loch am Haus trotz strengem Verbot geöffnet, und dann hätte es immer tüchtig Schläge gegeben! Die Bewohnerin des höchstgelegenen alten Hauses von Oberdamüls wurde unvermittelt schweigsam und wollte überhaupt keine Auskunft mehr geben, als wir auf die seltsamen Fensterchen an ihrem ererbten Heim zu sprechen kamen (s. Abb. 3). Zwar glaubt der freundliche Pfarrherr am Ort, der der Sache nachgehen wollte, daß auch die meisten alten Leute keinen Bescheid über die Einrichtung mehr wüßten; doch nimmt er an, daß es sich um die ehemaligen «Seelenfensterchen» handeln müsse. Da wir nun vor drei

²⁷ Vgl. dazu Paul Geiger, Der Totenzug, Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. 47 (Festschrift Karl Meuli), S. 71 ff., wo auf der Kartenskizze S. 75 der Totenzug vom Wallis bis ins kleine Walsertal hinüber belegt ist.

²⁸ Joh. Rud. Stoffel, Das Hochtal Avers, 1938, S. 91 ff.

²⁹ Vgl. zum Beispiel A. Büchi, Der Seelebalgge, Schweiz. Volkskunde 1947, S. 109 ff.

Jahren eine entsprechende unerklärliche Öffnung auch an der Frontseite eines Blockbaus im Formazzatal beobachtet haben und da auch die Guriner dem Besucher ihres zu einem Walsermuseum ausgestatteten «Walserhauses» einen «Seelenpalggen» zeigen, wäre es immerhin möglich, daß wir es mit einem «urwalserischen» Brauchtum zu tun hätten, das die Auswanderer einst bis in dies östliche Siedlungsgebiet mitgebracht hätten.³⁰

Doch möchten wir mit unsern noch unvollständigen und im einzelnen noch zu überprüfenden Beobachtungen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Unsere Darstellung wollte ja nicht mehr, als einen knappen Einblick in die heutigen Verhältnisse im Walsertal bieten



Abb. 3

³⁰ Inzwischen suchte A. L. Schnidrig in einem Aufsatz «Der ‚Seelenbalken‘ im Wallis» (Schweizer Volkskunde, 43. Jahrgang, 1953, S. 101 ff.) nachzuweisen, daß die bauliche Eigenart des Seelenfensters auch im Rhonetalbereich bekannt war und noch an zahlreichen Häusern erhalten ist. Wir halten allerdings dafür, daß es sich in den meisten Fällen eher um alte, beim Einsetzen von größeren neuen Fensterstöcken zugedeckte gewöhnliche Fenster handelt. – Ähnliches ist freilich auch für unsere Vorarlberger Luken zu erwägen, und es müßte durch intensive Forschung am Ort mit größerer Sicherheit erwiesen werden können, daß es wirklich solche mit uraltem Volksglauben verbundene Öffnungen sind und nicht bloß altertümliche Fensterchen oder «Biselöcher», wie sie zum Beispiel Chr. Gillardon für das Saferhaus festgestellt hat (Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. 48, 1952, S. 201 ff., Abb. S. 227).

und zeigen, daß da noch manches zu sehen und zu hören ist, was der Rede und dem Brauchtum unserer deutschbündnerischen Hochtäler entspricht. Freilich, alles ist im Vorarlberg nicht mehr so einheitlich wie in der Überzahl unserer doch weniger überfremdeten Talschaften. Das Vorarlberger Walsertum steht – soweit uns das festzustellen möglich war – in der Gefahr der Auflösung, und die ganze Sprachlandschaft zeigt in manchem große Ähnlichkeit mit den von zwei Seiten durchsetzten kleinen Randgebieten zwischen Walserdeutsch und «Rheintalerdeutsch» in Bünden, die R. Hotzenökcherle auf Grund der Sprachverhältnisse beim Verbum dargestellt hat.³¹ Daß die Vorarlberger im übrigen den ins Prätigau und Schanfigg eingewanderten «Davoser Walsern» nahestehen und ihre Vorfahren einst ein entsprechend urchiges Deutsch gesprochen haben müssen, das vermag allerdings auch ein erster flüchtiger Einblick in die mannigfach veränderten heutigen Zustände im Walsertal wahrscheinlich zu machen!

³¹ Vgl. zum Beispiel die Darstellungen über das Schierser Becken im vordern Prätigau bei R. Hotzenköcherle, Bündn. Verbalgeographie (an versch. Orten).